

**Zeitschrift:** Die Berner Woche  
**Band:** 28 (1938)  
**Heft:** 39  
  
**Artikel:** Die letzten Hunde Dschingis Khans [Fortsetzung]  
**Autor:** Haensel, Carl  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-647877>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 21.02.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

# Die letzten **HUNDE** Dschingis Khans

Von CARL HAENSEL

Nachdruck verboten. — Copyright by J. Engelhorn's Nachf., Stuttgart. 13. Fortsetzung.

In der Nacht, als die Exekution begann, lagerte über der in gewöhnlichen Zeiten leise schlummernden Stadt das nicht endende, langgezogene Geheul der Hunderttausend. Es galt diesmal mehr als das Anbellen des Mondes.

Der fremde Geruch der einrückenden Zigeuner, ihrer Todfeinde, erregte die Hunde.

Es war der wilde Ausbruch des verzweifeltsten Instinktes. Dann wurden vom Saraker- und vom Galataturm Trompetensignale über die Stadt gesandt, die mit ihren falschen Terzen das Geheul zur Raserei ausbrechen ließen. Um diese Zeit war ein Trompetenstoß etwas ganz Unerhörtes.

Kurz nach Mitternacht bewegten sich unter den Häuserschatten geduckte Gestalten vorwärts; an den Straßenecken, durch Häuser gegen das Mondlicht gedeckt, kauerten sie nieder. Nur die eisernen Zangen sah man auf der Straße liegen, wie etwa der Almeisenlöwe seine harmlos aussehenden Greifer in den Sand streckt.

Gleichzeitig klapperte von fern das Herannahen von Wagenzügen. Die noch leeren Karren dröhnten über das Eierpflaster. Von ungewohnten Lauten, Geräuschen und dem Mond außer Fassung gebracht, raisten die Tiere durch die Straßen. In ihrer Angst rotteten sie sich wie zur Zeit ihrer Urväter zu Rudeln zusammen. Fell an Fell reibend luden sie sich gegenseitig mit elektrischer Nervenspannung, daß sich ihre Borsten sträubten und Funken knisterten. In den engen, dunklen Gassen erblickten die abergläubischen Stambuler Geister wie blaue Flammen zwischen ihnen. In den breiten Straßenzügen Peras sah es aus, als ob sich in mondbeschienenen Kanälen bewachsene Erdstücker bewegten, kleine pelzige Inselfelsen auf hell erleuchtetem Wasser trieben.

Die angstüberladenen Tiere drängten sich gegenseitig in wachsender Angst zu den Zangen, die sich dann kreischend schlossen. Jede riß ein zappelndes Tier aus vorüberstreichendem Schwarm heraus. Der Bauch des nächsten Kehrichtkarrens öffnete sich. Andere Zigeuner mit ganz kurzen Zangen, nahmen dem Häfcher den Hund ab und beförderten ihn in den Hohlraum. Die Resonanz des Karrens steigerte das langgezogene Klagegeheul. Erst wenn ein Wagen so voll war, daß aus den Türen Schwänze und Gliedmaßen wie Girlanden herausgingen, wurde er im Galopp an den Hafen gefahren und dort in eine der Barken eingekippt.

Auch über den Menschen in der Stadt lag die Angststimmung des bethlehemitischen Kindermordes. Es schloß niemand mehr ein Auge. Selbst die mit dem besten Schlaf der Erde begabten Türken wachten auf, beteten, oder taten irgend etwas, das zwecklos und unsinnig war.

In den christlichen Vierteln, Phanar, Galata und Pera wurde der Kampf gegen die Hundepelage als eine Befreiung empfunden; wer keine Furcht vor Hundebissen hatte, half mit. In den alttürkischen Vierteln aber nahmen die Strenggläubigen für die Hunde Partei. Sie und da versuchte einer, selbst gegen den Koran, durch Aufnahme in sein Haus Flüchtlinge zu retten. Weil in jedem mohammedanischen Haus gebetet wurde, durfte der Hund, der es unrein macht, nicht hinein. Wer das Gebot

des Korans übertrat, machte sich vogelfrei. Die verfolgenden Zigeuner begrüßten jede Gelegenheit, das Innere eines verdächtigen Hauses auf Hunde zu untersuchen, brachen mit Gewalt ein, wenn nicht geöffnet wurde, und nahmen dann mit, was sie mit Händen und Zangen greifen konnten.

Die Empörung hierüber nutzten die Hodschas aus, um zu offenem Widerstand aufzuwiegeln. Um die Mehmedie-Moschee, die im Ruf besonderer Heiligkeit stand, sammelte sich in hellen Haufen alles, was offenen Widerstand leisten wollte. Vom erbitterten Volk wurden dort einige Zigeuner ergriffen, mit ihren eigenen Zangen gefangen gehalten und im Goldenen Horn ertränkt.

An den bedrohtesten Stellen erschien Selim Sirri. Der hünenhafte Kerl ging mit unbewehrten Armen in den Haufen hinein, packte sich mit jeder Hand einen Hodscha, stieß sie mit den Köpfen aneinander, daß sich die weißen Turbane auflösten und frug bei jedem Stoß: „Wollt ihr dem Kalifen gehorchen?“ Die Operation dauerte so lange, bis sie ein „Gewet, Effendim!“ gurgelten. Sirris Mut und Kraft brachten das Volk zum Lachen und verhinderten weiteres Unglück. Denn Mehmed Scheffet hatte sein Wort verpfändet und er ipakte nicht.

Das Geheul der flüchtenden und gefangenen Tiere erfüllte die ganze Landschaft.

\* \* \*

Am unheimlichsten wirkte die Hundejagd auf den Friedhöfen. Dort wurden die Hunde mit Klappern aufgeschreckt und mit Knüppeln aus ihren Verstecken hervorgetrieben. Wie die verwunschenen Seelen irrten sie über die Gräber, bis sie von den Teufelszangen gepackt wurden.

Als die Masse der Tiere zu groß wurde und die Arme der Zigeuner an den Zangen ermüdeten, kam Emin Agar auf eine neue Idee. Er ließ die flüchtenden Hunde nach dem Hafen hinuntertreiben und hielt dort nur die Straßen frei, die auf die große Galatabrücke führten. Sobald diese vollgepfropft mit Hunden war, ließ er die beweglichen Glieder der Brücke ausfahren. Es war eine Schiffsbrücke, die breite Öffnungen bieten mußte, um die großen Kriegsschiffe in das Goldene Horn einzulassen. An die ausgefahrenen Brückenglieder legten dann die Mahonnen an. Mit Pechsäcken wurden die Hunde an den Rand gehetzt. Unter verzweifeltstem Geheul sprangen sie in die Schiffsleiter hinab. Auch an die Stümpfe der unterbrochenen Brücke wurden Mahonnen angelegt, in die die Hunde hineingedrückt wurden.

Das offene Feuer blieb natürlich nicht ohne Folgen. An einigen Stellen brannten auch Häuser. Diese Feuersbrünste gewannen aber keine größere Ausdehnung, weil die freiwillige Feuerwehr mit dem Hundefang beschäftigt war.

Auch weiter hinauf, in allen Städten und Dörfern am Bosphorus rasste die Hundeverfolgung. Kein Haus blieb verschont, auch das des Rabassakal nicht. Selbst Marduf fiel den Zangen der Zigeuner zum Opfer. Die Mahonne mit ihm und den übrigen Verbannten aus Rumeli Hissar trieb, eine Todesfracht, die Strömung des Bosphorus hinab, als dunkler Schatten an der

erleuchteten Serailspitze vorbei, auf deren höchsten Punkt der Sultanspalast in marmorner Ruhe über dem heulenden Chaos feierte.

Hinter der Serailspitze wurden dann alle Mahonnen aneinander gekoppelt und in langen Schleppzügen durch das Marmare Meer hinüber nach Oria geschafft. Die leichten, flachen Rähne konnten ziemlich nah an die Insel herangeführt werden. Sobald die ersten Bretter vom Schiffsbord auf das Felseneiland gelegt waren, stürzten auch schon die durch Jagd und Seetransport wahnsinnig gemachten Bestien nach dem Lande hinüber, von dem sie sich Rettung erhofften.

Bubenbergs hatte vor, diese Nacht in seinem Hause zu bleiben, die Fenster zu verhängen, um dem tagwachen Hundetraume zu entgehen. Aber kurz nach Mitternacht hielt eine Eskorte albanesischer Lanzenreiter vor seinem Hause. Sie brachten den Befehl des Sultans, die Nacht mit ihm im alten Serail zu verbringen. Abdul Hamid war sonst nie dort, er residierte im Jildis. Von den Terrassen um den Bagdadiosk aber öffnete sich der weite Blick über das Goldene Horn. Zu seinen Füßen lagen die Reviere, in denen das Jagen stattfinden sollte. Von hier aus konnte er es genießen.

Er hatte sich einen Lehnstuhl auf die meterbreite Mauer stellen lassen. Rechts und links standen die Pferdegeschweifsträger wie eiserne Statuen. Das Gefolge blieb in weitem Abstand. Schweigend schaute der Rote Sultan hinab. Es waren die Laute der Hölle, denen er lauschte. Es ging ihm in dieser Nacht weniger ums Gesicht als um den Ton. Was die irdische Kreatur dem Himmel abzurufen sucht, die Aeußerungen ihrer Freude und ihrer Lust, schienen ihm nichtsagend zu sein. Wenn wirklich eine überirdische Kraft aus den Lebewesen ausbrechen kann, so ereignete sich dies nach seinem Glauben nur im allerhöchsten Schmerz, beim Untergang. Er hatte alle Qualen gesehen, alle denkbaren Todeschreie schon gehört. Dies aber war eine neue Note. Hunderttausendfacher Mord, aber nicht an Wesen, die diszipliniert sind, oder durch ihren Tod auf den Himmel hoffen. Was hatte schon dieser Nero mit seinen Christenverfolgungen ausrichten können! Sie jubelten ja, sie wehrten sich nicht. Hier aber, im Tier, brach der fessellose Wille durch, sich nicht auflösen zu lassen und Widerstand zu leisten, auch wenn er ganz nutzlos war. Die Müdigkeit des rettungslos unterliegenden Menschen, die Klugheit des „Wenn schon, dann möglichst rasches Ende!“, kannten sie nicht. Sie steigerten sich im Widerstand zur Tollwut und zur Raserei.

Bubenberg mußte sich neben dem Sultan auf die Mauer stellen und in die lebensmordende Stadt hinabschauen. Er biß die Zähne zusammen und schwieg. Der Sultan sagte ab und zu einen halblauten Satz. Seine Gedanken waren rund wie der Mond, kosmisch sich nach allen Seiten spiegelnd.

„Hören Sie, wie sie um ihr Leben heulen! Und wissen doch gar nicht, welches Nichts sie verlieren und wie köstlich die Ruhe der Atome ist, die sie eintauschen. Menschen wissen das besser, ahnen es wenigstens und sterben gleichgültiger. Wenigstens, wenn sie in Massen sterben. Schwer ist nur, allein zu sterben. Wann aber finde ich Gesellschaft! Meine Ahnen haben darum ihre Kriege angefangen, aber ich habe keinen Mut mehr dazu. Europa muß mit seinem großen Kriege warten, bis ich nicht mehr bin.“

„Dschingis Khans Hunde! Mit dieser Nacht reißt der letzte Faden ab zu ihm hinauf. Vielleicht hat er seine Tiere nur deshalb mit Städten gefüttert, weil er ihr Heulen nicht ertragen konnte.“

Weiter zurück, hinter den marmornen, verspielten, ausgiebelten Pförtchen zu den Luftschlössern der Sultane, aus denen sie früher den Tierscherkessinnen zuschauen konnten, die in die weißen Bassins tauchten, richteten sich düstere massige Bauwerke auf, kantig und ohne Zier, mit kleinen vergitterten Fenstern: die Haremsgebäude, die Kasernen der Eunuchen. Davor lauerte in einer Marmornische der Blutstein, eine ausgehöhlte Basaltkugel, die das Leben der Prinzen trank, deren Giftenz dem

Throninhaber aus irgendwelchen verwandtschaftlichen Gründen gefährlich erschien.

Darüber öffnete sich ein gedrücktes Fenster, mehr breit als hoch. Hinter diesem stand Mirimah und schaute hinüber nach der Serailmauer, auf der die Silhouetten des Vaters und des fremden Mannes in den Nachthimmel schnitten.

Es war ihr, als ob diese beiden für sie und zu ihrem Schutz in die Hölle hinunterschauten, die sich dort unten öffnete und den Lärm heraufspie, vor dem die einzig für Tierqual empfindlichen Ohren des Moslem sich schauernd zu verschließen suchten.

Schwer, in weichen, abgerundeten Konturen lag der Sultan in seinem Stuhle. Hart und kantig richtete sich die Gestalt Bubenbergs neben ihm auf. Keiner in diesem Reiche wagte es, in solcher Haltung neben dem Großherrscher zu stehen. Aber sein Rückgrat war stählern gefedert. Die Gewichte dieser Landschaft schienen nicht auszureichen, es zu beugen.

Das Grauen der Stunde stieg übermächtig in ihr auf. Sie bekam Angst vor ihm. Er oder einer, der so ausah wie er, würde eines Tages vor den Sultan treten und ihm das Todesurteil oder die Verbannung überreichen. Sie schauderte bei dem Gedanken, daß diese Arme sich ihr nähern und sie an sich reißen könnten. Erschrecken können sie, diese Christen, aber nicht lieben!

Sie senkte den Blick auf den Opferstein ihres Hauses. Angst vor dem Sterben hatte sie nicht. Blut stillt sofort jeden Schmerz. In den Armen dieses fremden, harten Mannes aber mußte das Leben selbst qualvoll sein. Der Himmel hatte ihn geschickt, er wird so gnädig sein, ihn auch wieder zu nehmen, und sie dem andern zu lassen, dem in sich gerundeten weisen Manne, aus dessen Samen ihr kleines Leben kam und zu dem es im Sein und Vergehen wie ein Stück seiner selbst gehörte. Keine Trennung mehr von ihm. Keine.

\* \* \*

Am nächsten Morgen fand Bubenberg in seinem Hause einen kurzen Brief Marcellas vor. Sie bat ihn, sofort zu ihr ins Hotel zu kommen.

Sie lag völlig ermattet in ihrem Zimmer. Die Sonne schimmerte durch die dunklen Vorhänge hindurch. Es war hier der Versuch gemacht, sich von dem hellen, selbstverständlichen Tage draußen, der die gestrige Nacht mit ihrem Schrecken bereits vergessen hatte, abzusperren. Aber dies ging nicht. In Stambul hatten Mensch und Kreatur widerstandslos ihr vorgezeichnetes Geschick zu erfüllen, ebenso wie sich die Sonne nach dem geleisteten Tag ohne Dämmerung und nördlichen Feuerzauber in das Meer senkte. Mochte sich die Dunkelheit mit ihren Kadavern abgeben und sie aufblähen zu formlosen Schatten, der Tag war gegenwärtig und forderte seine Stunde.

Bubenberg öffnete die Vorhänge, riß die Fenster weit auf und stellte Marcella auf die Füße.

Als sie ihm den Brief geschrieben hatte, war sie verzweifelt. Alle Stärke war ihr entglitten, selbst die Güte zerrann ihr. Sie wollte ihn, war Weib, nur begehrendes, liebendes Weib und mußte ihn in ihrer Nähe spüren. Aber als der Mann dann klar und sicher vor ihr stand, das Zimmer hell und winddurchweht war, waren auch die Dämonen weg und sie dachte ruhig und einfach darüber nach, was sie ihm nicht in ihrem, sondern in seinem Interesse zu sagen hatte.

„Du mußt heute zum Tee der Lady Rumford gehen. Nach der Sensation der Hundennacht wird sich dort alles treffen. Der Hundefang geht auf dein Konto. Du mußt versuchen, auch in die Aktion hineinzukommen, die die Lady zur Fütterung der ausgelegten Hunde angeregt hat.“

Bubenberg machte Einwendungen, obwohl er sofort einsah, daß Marcella das Richtige getroffen hatte. „Lieber gleich nach Oria gehen, als mich den Klauen dieser Tierschülerinnen frewillig ausliefern!“

Marcella lächelte über seine Bedenken: „Du bist doch ein Mann, und selbst die Lady ist bis auf ein paar Kleinigkeiten um sie herum, eine Frau. Außerdem werde ich mitgehen und dir sekundieren.“



Bubenbergs wußte, daß Mirimah ebenfalls bei der Lady verkehrte. Es war nach der türkischen Sitte ausgeschlossen, daß sie an einem Tage erschien, an dem auch die Herren der Diplomatie kamen. Aber ebenso wahrscheinlich war auch, daß er irgend etwas darüber erfuhr, wie sie die Nacht überstanden hatte.

Die Lady hatte es unter unglaublichen Geldopfern fertig gebracht, sich oben in Pera ein Haus und einen Garten mit einem gewalzten Rasen anzulegen, alles bis auf den Millimeter genau ihrem Londoner Hause entsprechend. Es gab dort dasselbe Breakfast und denselben Lunch, es gab auch dieselbe gelbliche Flüssigkeit, um die sich nachmittags die Gäste versammelten und so taten, als ob sie ihnen schmecke.

Bubenberg war etwas besangen, als er eintrat. Als Erstem mußte er auch noch Golnakow begegnen. Er hatte ihn seit dem Gastmahl bei dem Kabassakal nicht mehr gesehen. Golnakows Maske war damals gefallen: er war der Freund, der Helfershelfer des Kabassakal, sein Zuträger und Spion.

Aber gerade seine Anwesenheit erleichterte Bubenberg die Taktik seines Vorgehens. Golnakow hatte auf diesem Tee, bei dem die Präsidentin des Tierchutzvereins alle um sich versammelte, die das Schicksal der verbannten Hunde erleichtern wollten, auf Weisung des Kabassakal die Anschauung zu vertreten, daß man sich in die inneren Angelegenheiten des türkischen Volkes nicht einmischen dürfe. Die türkische Regierung hatte die Verpflichtung, für die ausgelegten Tiere zu sorgen. Die Lady war über diese Quertreiberei empört: „Für was sorgt schon eine türkische Regierung! Wissen Sie, wie lange die Beamten bereits kein Gehalt mehr bekommen haben? Wir werden uns niemals darauf verlassen, daß man in der hohen Pforte auch nur einen Marawedi aufbringt, um diesen unglückseligen Tieren Wasser hinüberzuschicken!“

Es war klar, daß die Politik des Kabassakal und seiner Gegenrevolution darauf gerichtet war, die jetzige Regierung bloßzustellen und durch das grauenhafte Ende der Hunde Dschingis Khans die letzten Gläubigen zu einem heiligen Kriege aufzuwecken. Bubenberg griff gegen Golnakow in die Debatte ein und bekannte sich zu der Notwendigkeit, um jeden Preis alles zu tun, um die Tiere drüben auf der Insel vor den Qualen des Verdurstens zu schützen. Er erbot sich seinerseits nicht nur, mit bedeutenden Geldsummen einzuspringen, sondern auch selber in der Arbeit die Lady zu unterstützen.

Er wurde aufgenommen wie der verlorene Sohn.

Wenig später erst kam Sir Horace Rumsford. Er entschuldigte sein Zuspätkommen mit einer besonders wichtigen Angelegenheit. Die Lady bestand darauf, zu wissen, was geschehen sei, um diese Unhöflichkeit gegenüber den Gästen zu rechtfertigen. Er bemerkte, etwas in die Enge getrieben, daß ein englisches Stationschiff die Uebertretung der Quarantänenvorschriften durch die türkischen Behörden festgestellt hätte, und daß höchstwahrscheinlich in ein paar Tagen die Cholera ausbrechen werde. Torpedojäger seien bereits von Malta angefordert, um die Kolonie einzuschiffen, wenn es notwendig werde.

In der Gesellschaft wurde die Frage aufgeworfen, wie denn eine fahrlässige Verletzung der Quarantänebestimmungen möglich sei? Solche Maßnahmen müßten doch unübertretbar sein wie Naturgesetze, sonst waren sie eben unzulänglich und falsch. Der Engländer zuckte die Achseln. „Wir haben der türkischen Behörde Choleraverdacht bei einem aus Indien heute früh eingelaufenen Dampfer angezeigt. Wenn sie trotzdem die Quarantäneflagge strich, so kann es sich nach meiner Auffassung nicht um ein Versehen handeln. Wir sind jetzt auf alles gefaßt.“

Golnakow mischte sich in das Gespräch: Wie könne man vom Türken noch Einhaltung eines Gesetzes verlangen, nachdem man sein heiligstes Gebot im Koran preisgegeben habe! Die Verfolgung der Hunde habe die Fugen des Staates gelockert. Allerdings, man müsse auf alles gefaßt sein.

Es entspann sich eine politische Erörterung, die für Bubenberg noch nicht gesehene Ausblicke erschloß. Sein Kampf gegen die Hunde war bisher sei in Krieg, ihm aufgezwungen durch den Traum, für ihn notwendig als Befreiung seiner selbst von einer

überkommenen Erblast. Er hatte sich keine Rechenschaft darüber gegeben, wie dieses in der Geschichte einzigartige Unternehmen in die großen Zusammenhänge einzuordnen sei und welche Auswirkungen es habe. Diese Abgründe taten sich nun zum erstenmal vor ihm auf. Es war etwas geschehen, das der befriedeten zivilisierten Welt zeigte, daß auch heute noch die milden Gesetze des Weltbürgertums und des Mitleids mit Mensch und Kreatur eine Einbildung waren, eine fromme Fiktion, die durch die Uragst eines Einzelnen durchschlagen werden konnte, so daß nichts mehr von aller Menschlichkeit übrig blieb, als die brüchige, durchstoßene, zerfetzte Leinwand einer Theaterkulisse.

Beim Abschied — Marcella und Bubenberg gingen zur gleichen Zeit — bot sich für Marcella die Gelegenheit, die Lady zu fragen, ob sie von der Prinzessin Mirimah etwas gehört habe.

Die Lady war trotz ihrer Absonderlichkeiten doch zu sehr Frau, um nicht glücklich die Gelegenheit zu ergreifen, Neuigkeiten übermitteln zu können. Ihre Wangen röteten sich, ihre Sommerprossen leuchteten auf. Sie hatte gerade an diesem Morgen den Besuch Mirimahs gehabt. Die Einrichtung des Hauses der Lady hatte Aufsehen erregt, Mirimah wollte sich nach verschiedenen Einzelheiten erkundigen, da sie nun in derselben Lage war. Der Sultan hatte ihr seinen Lieblingskiosk eingeräumt, den sie beziehen sollte und in dem sie ändern durfte, was sie wollte. Es war der berühmte Ritschik-Kiosk, mit dem herrlichen Blick über Bosporus und Marmarameer. „Aber mit wahn sinnigen Geschmacklosigkeiten gesteckt voll“, schwatzte die Lady, „denn all die Frauen, die nacheinander dort gewohnt haben, hatten doch den Geschmack von Halbwilden und tauschten echte Fayencen gegen Zinkstatuetten ein . . .“

„Was für Frauen?“ fragte Bubenberg.

„Seine Lieblingsfrauen! Etwa ein Duzend habe ich nacheinander in meiner Zeit erlebt, aber es lohnt wirklich nicht, ihre Namen zu behalten.“

Die Lady wurde in einem anderen Salon verlangt und verabschiedete sich rasch. Marcella nahm Bubenbergs Arm und führte ihn hinaus.

\* \* \*

Es kam der besonders feierliche Selamit heran, der das Ramasanfest einleitete. Bubenberg war eingeladen. Auffahrt und Spalier waren etwas prächtiger als sonst, im übrigen ließ sich der Tag an, als ob nichts Besonderes geschehe und geschehen könne.

Die Ansahrt des Sultans vollzog sich in der hergebrachten Weise: Garderegimenter standen unter Gewehr. Die Kaleschen des Harems ruckelten herab, die Eunuchen hüpfen wie lahme Pinguine um die Schläge, die Paschas schwigten, die Diplomaten standen in fröhlicher Unterhaltung mit ihren Damen und bespöttelten das Ganze.

Bubenberg rechnete nicht damit, bei der Ansahrt in die Nähe Mirimahs zu kommen. Er setzte seine Hoffnung nur auf die Pause vor der Rückfahrt, da Mirimahs Platz nach der jüngsten Gnade des Sultans in einem der ersten Wagen sein mußte. Gerade als der Sultan seinen Wagen nach dem Gebet besteigen wollte, ertönte die Entladung eines Kanonenschlags. Bubenberg sah vor sich eine gewaltige Rauchwolke. Dann Totenstille. Die Frauen schrien zuerst, und dann rannte alles kopfüber durcheinander.

Ein Attentat. Der Sultan war unverletzt. Er sprang mit einer erstaunlichen Behendigkeit auf den Boden seines Wagens, warf den Kutscher hinunter, ergriff selbst die Zügel, hieb auf die Pferde ein und verschwand hinter einer Staubwolke gen Jildis hinauf. Man glaubte es wirklich diesem alternden Manne, daß er in seiner Jugend einer der glänzendsten Reiter seiner Armee gewesen war.

Der Kabassakal zog seinen hindernden Rock aus und warf sich auf den in der Rauchwolke versteckten Attentäter. Sein eigener Schuß hatte ihn ohnmächtig umgeblasen. Der Kabassakal warf ihn in eine leere Haremskutsche und fuhr mit ihm ebenfalls nach dem Jildis davon.

Bubenberg drängte sich zwischen die Frauen des kaiserlichen Harems, die in der Verwirrung aus den bombengefährdeten Wagen geflüchtet waren und fand Mirimah. Er hätte sie am liebsten auf den Arm genommen und aus dieser Stadt des Grauens weggetragen. Sie stand vor ihm in ihrem schwarzen Tschartschaff, ohne Hand, die er greifen konnte, hinter undurchdringlicher Wolke menschlicher Gebundenheit. Sie flüsterte ihm zu: „Vertrauen Sie dem Sultan — was auch geschehen mag.“

Bubenberg wollte antworten. Da drängte sich der dohlenartige Obereunuch zwischen sie und krächzte irgend etwas, wobei er seine gelben Maulwurfszähne blicken ließ.

Mirimah war inzwischen hinter ihm verschwunden. Auf dem Plage vor der Moschee waren Staub und Pulverdampf verweht. Es ertönten die ruhigen militärischen Kommandos der abmarschierenden Garde. Der Generaladjutant des Sultans erschien um zu melden, daß der Empfang unverändert stattfände, Seiner Majestät sei nichts geschehen.

Die Stimmung unter den Europäern war sehr beklommen. Das brausende Stimmengemurmel in dem Empfangssaal war zu einem leisen Rinnsal zusammengeschnitten.

Marshall von Bieberstein, der deutsche Botschafter, zwei Meter hoch, breit wie Bismarck, die imposanteste Erscheinung der Diplomaten, sagte tönend: „Seine Majestät ist vollkommen ruhig und Herr der Lage!“ Jean aber, der Sektischent, stellte mit Bedauern fest, daß nichts getrunken wurde. Da er außer seinem Gehalt von 50 Pfund monatlich Umsatzvergütung von seiner Bieferfirma bezog, war er hierüber sehr traurig und goß sich selbst ordentlich ein. Am aufgeregtesten waren die Bankiers, die sich ausmalteten, was aus ihren Zinsen geworden wäre, wenn das Leben des Sultans wie ein Kerzenlicht durch einen Luftzug plötzlich ausgelöscht worden wäre. Für diesen Fall war nach der merkwürdigen Erbfolgeordnung im Hause Osman, dem Seniorate, sein Bruder zum Thronerben berufen. Es war Mehmed Reschad, etwa 65 Jahre alt. In den 34 Jahren der Regierung Abdul Hamids war er wie ein staatsgefährlicher Gefangener behandelt worden. In einem unzugänglichen Landhaus wurde er über einem ausgezeichneten Sekteller und neben einem Harem von fünfzig ausgesuchten Frauen der Möglichkeit entzogen, einen einzigen logischen Gedanken zu Ende zu denken. Er war auf ein rein vegetatives Pflanzendasein beschränkt, ein wandelnder Schwamm, in psychischer und körperlicher Auflösung begriffen.

Der Sultan war dem Empfang ferngeblieben. Die Europäer führten dies an die Nachwirkung des Attentats zurück. Dies traf aber nur in einem ganz anderen Sinne zu, als sie annahmen.

Nach einer knappen halben Stunde erschien der Generaladjutant, um Bubenberg zum Sultan zu führen. Es ging einen anderen Weg als das letzte Mal, ohne den düsteren Einschlag, nur durch Gärten. An der schönsten Stelle des Jildisparcs, auf einem Hügel über dem Bosphorus, stand mit vollem Blick auf das Marmarameer ein Kiosk. In dem Bauwerk Abdul Hamids war nichts von Fayencen, Intarsien, gestickten Diwanen und in Bagdad eroberten Kostbarkeiten zu sehen. Bubenberg fand ganz einfach ein Schweizer Chalet vor, wie es schlüsselfertig auf Bestellung von der Parkettfabrik geliefert wird.

Der Generaladjutant geleitete Bubenberg zunächst in den Musiksalon. Die Aussicht war mit roten Plüschgardinen, an denen Gentilletroddelein baumelten, und mit Spachtelstiles verhängt. Das Klavier stammte aus einer deutschen Klavierfabrik und war mit Rehschnittblumen, die golden bepinselt waren, verziert. Darüber hing, in einem mächtigen Goldrahmen, unter Glas, die Photographie der tausendsten Maffelotomotive. Er wurde in einen kreuzförmigen machenden Sessel genötigt, an dessen Lehnen wieder Troddeln baumelten. Seine Majestät empfing aber, als Beweis ganz großer Gnade, in den inneren Gemächern, deren Einrichtung, um Mirimah eine Freude zu machen, gerade aus Bern gekommen war. Es roch nach frischem Lack.

Nach einer kleinen Wartepause löste ein Eunuch den Adjutanten ab und führte Bubenberg in einen großen lustigen Raum, mit unbehängenen Schiebefenstern: helle Birkenmöbel. Ein Berner Bär als Briefbeschwerer. Die Tür zum Nebenzimmer war nur angelehnt.

Der Sultan saß in einem Ledersessel, neben ihm stand der Kabassakal. Auf dem Boden vor dem Sultan kauerte ein Mensch. Bubenberg traute seinen Augen nicht — es war Ahmed Bey.

Der Sultan lud Bubenberg ein, Platz zu nehmen. Bubenberg blieb steif und starr wie eine Bildsäule stehen. Dann spürte er auf einmal einen Sessel unter sich und einen Arm, der ihn hineindrückte.

Bubenberg suchte in den Mienen Ahmeds eine Erklärung für diese ihm völlig unverständliche Situation. Hatte Ahmed ihn belogen? — Oder hatte er den Sultan verraten? Aber Ahmed saß mit der gottergebenen Ruhe eines Derwischs, der nun auf einem glühenden Rost gebraten werden sollte, auf dem Boden.

Abdul Hamid drehte seinen Rosenkranz. Bubenberg starrte auf seine langen, schmalen, defakenten Hände, deren Daumen besonders tief angekratzt waren. Zu allererst erst betrachtete Bubenberg den Kabassakal. Er hatte die Arme über der Brust gekreuzt. Der Höllenschlund seines Mundes war noch furchtbarer geworden. Unter den Stirnfalten hatte sich eine tiefe Senkung eingegraben, als ob dort ein drittes Polypheumaug er stehen sollte. Die beiden anderen hielt er fast geschlossen. Er war totbleich, starr, wie eine aufrecht hingestellte Leiche. Das Schweigen währte so lange, bis Bubenberg aus der Haltung der drei Männer lesen konnte, daß es hier nicht um Ahmed, sondern um den Kabassakal ging.

„So schüßt mich meine Polizei!“ zischte schließlich der Sultan.

Der Kabassakal antwortete: „Ich habe den, der das heilige Leben des Großherrn anzutasten wagte, mit meinen eigenen Händen gepackt und dem Padiſchah vor die Füße gelegt. Mehr kann ich nicht tun.“

„Du bist eine Ausgeburt an Unfähigkeit! Es ist kein großes Kunststück, einen meiner Agenten, der auf meinen Befehl gehandelt hat und mit Pulver schoß, das nur knallte, zu packen und mir zu beschädigen! Wenn du so aufgereggt warst, daß du ihn nicht erkanntest, eignest du dich nicht für dein Amt. Wenn du meine Agenten, die ich gelegentlich auch gegen dich verwenden werde, überhaupt nicht kennst, beweist dies deine Leichtfertigkeit. Wer so mit seinem Leben spielt, kann das meine nicht schützen.“

Abdul Hamid hämmerte seine Sätze in den Kabassakal hinein, der stumm da stand, eine Verteidigung verschmähte. Wen Gott vernichten will, dem schickt er eine Krankheit, für die man meist ebenfowenig einen Grund finden kann, wie für die letzten Entscheidungen des Kalifen.

Als der Sultan geendet hatte, verneigte sich der Kabassakal vor ihm und berührte den Boden mit der ausgestreckten Rechten: „Ich werde in meinem Hause auf die weiteren Befehle warten.“

Der Sultan pflegte sich gründlich zu überlegen, welches Mittel sein letzter Gnadenbeweis werden sollte, ob ein Trunk, den er vorher mit Gift hatte würzen lassen, oder eine seidene Schnur.

Aber im Falle des Kabassakal war der Sultan besonders unentschlossen. Er hatte natürlich seine ganz besonderen Gründe, diese Szene vor Bubenberg zu entwickeln. Aber er war zu weise, um die Frucht einer Stunde schon pflücken zu wollen, wenn sie noch nicht reif war. Auch stand über das Haus Osman in einem heiligen Buche geschrieben, daß Gott die Blicke des Letzten mit Blindheit verdunkeln werde, daß er schließlich seine rechthändigen Diener vernichte und den Giau liebe, der ihm den Todesstoß verzehe. Diese Weissagung fiel ihm ein und hemmte seine Entscheidungen.

Er sah Bubenberg an, von Kopf bis zu Fuß. Seine schwarzen Augen saugten sich besonders an den Stellen in seinem Antlitz fest, die diesen Mann von allen sonst in seiner Umgebung unterschieden.

Fortsetzung folgt.